Carmen R. Tomaschko

Ewigkeit

Mächtiges Blut

Band 1

EWIGKEIT

MÄCHTIGES BLUT

CARMEN R. TOMASCHKO

Impressum

1. Auflage 2024
Copyright © 2024 Carmen R. Tomaschko
Stauffenstr. 15, 86163 Augsburg

Lektorat & Korrektorat: Mia Gries, federrauschen.de

Umschlaggestaltung und Buchsatz:
Constanze Kramer, coverboutique.de

Bildnachweise: ©neuralcanvas – stock.adobe.com
freepik.com, rawpixel.com

Klappentext: Serena Avanlea, herzensbuecher-schreiben.de

Autorenfoto: Christian Lorenz, christian-lorenz.net

ISBN 978-9-40376-695-9

Alle Rechte vorbehalten. Das vorliegende Werk darf weder in seiner Gesamtheit noch in seinen Teilen ohne vorherige schriftliche Zustimmung der Rechteinhaber in welcher Form auch immer veröffentlicht werden. Das betrifft insbesondere jedoch nicht ausschließlich elektronische, mechanische, physische, audiovisuelle oder anderweitige Reproduktion oder Speicherung und oder Übertragung des Werkes sowie Übersetzungen. Davon ausgenommen sind kurze Auszüge, die zum Zwecke der Rezension entnommen werden.

Für meinen Mann.

Vielen Dank für dein Vertrauen in mich,
dass du mich in jeder Phase der Buchentstehung unterstützt
und dazu ermutigt hast, meinen Roman zu veröffentlichen.
Ich liebe dich.

Liebe Leserinnen und Leser,
die ***Triggerwarnungen*** *für dieses Buch*
findet ihr auf der letzten Seite.

Achtung: Diese enthält Spoiler
für das gesamte Buch.

Playlist zum Buch

*»**Alive**« von Sia*

*»**Firestone**« von Kygo und Conrad Sewell*

*»**Afraid of the Dark**« von EZI*

*»**Wonders**« von Michael Patrick Kelly und Rakim*

*»**Anywhere**« von Rita Ora*

*»**Radioactive**« von Imagine Dragons*

*»**Stay**« von Rihanna und Mikky Ekko*

*»**Up**« von Malik Harris*

*»**Wonderful Life**« von Hurts*

*»**Happy**« von Leona Lewis*

*»**Glow**« von Madcon*

*»**Some Girl**« von Andy Grammer*

Prolog

Maries Journal, *Eintrag #1*

Hast du dich auch schon mal gefragt, ob es einfach nur Zufall war oder Schicksal, wenn dir etwas Gutes passiert? Zum Beispiel, wenn du spät dran bist und den letzten freien Parkplatz direkt vor dem Haus bekommst. Oder wenn wegen Hitzefrei die Klausur ausfällt, auf die du dich nicht vorbereitet hast. Oder auch bei großen Ereignissen, wie die Liebe deines Lebens kennenzulernen oder im Lotto zu gewinnen.

Diese Frage habe ich mir so oft gestellt. Ich bin in so viele Situationen hineingeraten, in denen ich mir nicht sicher war, ob es Glück, Pech oder vorherbestimmt war. Wahrscheinlich sollte mein Leben genauso verlaufen, wie es sich zugetragen hat. Vermutlich hätte ich nie etwas ändern können.

Bei einer Kleinigkeit, wie dem perfekten Parkplatz, hält man es meist einfach für Glück. Ab wann ist ein Ereignis groß genug, um es nicht mehr nur als Glück abzutun? Wo liegt die Grenze zwischen Zufall und Bestimmung?

Manche würden sagen, sobald das Geschehnis dein Leben verändert, ist es Schicksal. Aber selbst Kleinigkeiten können sich auf deine Zukunft auswirken, es ist einem meist nur nicht bewusst. Oft können scheinbar unbedeutende Gegebenheiten dein Schicksal verändern.

Vielleicht hast du es aufgrund des letzten verfügbaren Parkplatzes gerade noch rechtzeitig zum Vorstellungsgespräch geschafft und deshalb den Job bekommen. Oder die Klausur am Hitzefrei-Tag, auf die du nicht vorbereitet warst, hätte deine Note so verschlechtert, dass du in dem Fach durchgefallen wärst. In dem Fall hätte ein Parkplatz oder die Temperatur des Tages sich entscheidend auf deine Zukunft ausgewirkt.

Aber leider gab es Zeiten, in denen es schien, als hätte mich mein Glück verlassen. Ich fühlte mich, leider zu oft, wie in einem wahrgewordenen Albtraum gefangen. Zum Beispiel, als sich eine Machete durch meine Brust gebohrt hat. Aber ich will nicht vorausgreifen, denn bei diesem Kapitel meiner Geschichte sind wir noch nicht.

Während ich dir von meinen Erlebnissen erzähle, wirst du, vermutlich genauso wie ich, dich immer wieder fragen: War das jetzt Zufall oder Schicksal? Vor allem, weil sich mein Leben von einem Tag auf den anderen komplett verändert hat.

Aber zuerst erzähle ich dir von mir. Mein Name ist Marie Collins. Ich wuchs in einer kleinen Stadt im Schwarzwald in Deutschland auf. Als ich elf Jahre alt war, zogen meine Eltern mit mir nach London, weil mein Vater dort eine neue Stelle angenommen hatte. Es fiel mir sehr schwer, mich dort einzugewöhnen, da ich eher der ruhige und schüchterne Typ bin. Es dauerte eine Weile, bis ich mich an die neue Sprache und an meine neuen Klassenkameraden gewöhnt hatte. Damals dachte ich noch, dass es nichts Schlimmeres gäbe, als die Neue zu sein, in einer fremden Stadt, in einem anderen Land. Wie sehr ich mich damals geirrt hatte, bemerkte ich erst knapp zwanzig Jahre später.

Bis dahin lebte ich ein ganz normales Leben. Ich machte meinen Schulabschluss, danach eine Ausbildung zur Bürokauffrau, ging täglich zur Arbeit, heiratete einen wundervollen Mann und dachte über Kinderplanung nach. Bis zu diesem einen Abend im Herbst, an dem ich aus meinem Alltag gerissen wurde. Hätte mir jemand erzählt, was mich erwartet, wäre ich an dem Tag einfach zu Hause geblieben, hätte mich krankgemeldet und mich in meiner Wohnung eingesperrt. Aber leider kam niemand, um mich zu warnen. Wahrscheinlich hätte ich es auch nicht ändern können. Und so ereilte mich der Tod viel früher als erwartet.

London,
Vereinigtes Königreich

1. Kapitel

»Hast du den Wecker gestellt?«, fragt mich Oliver. Mein Mann weiß, wie oft ich genau das beim Nudelnkochen vergesse. Und natürlich habe ich es auch diesmal vergessen.

Ich stelle den Wecker auf acht Minuten und wende mich wieder meiner Spinat-Sahne-Soße zu. Während ich umrühre, räumt Oliver die Spülmaschine aus. Es ist zwanzig Uhr am Sonntagabend und wir hören nebenbei die Nachrichten im Fernsehen. Zuerst geht es um die aktuellen politischen Probleme. Da mich das Thema meist aufregt, blende ich es komplett aus.

Die Themen rund um die Welt sind interessanter. Während ich die Soße abschmecke und warte, bis die acht Minuten vorbei sind, um die Nudeln abzugießen, verfolge ich die Nachrichten weiter. Sie berichten wie so oft in letzter Zeit von einer verschwundenen Person aus der Londoner Vorstadt. Diesmal ist es ein junger Mann. Die Nachrichtensprecherin verkündet, dass es sich um die sechste verschwundene Person innerhalb von zwei Wochen handelt. Sie listet alle einzeln auf: zwei Frauen und seit gestern vier Männer. Die Polizei ist ratlos und dankbar für jeden Hinweis.

Dann geht es zum nächsten Thema: Sport. Da bin ich dann ganz raus. Das langweilt mich.

»Schon sechs Leute sind verschwunden, und die Polizei hat immer noch keine Hinweise. Wie ist das möglich? Es muss doch irgendwelche Spuren geben. Echt komisch. Du solltest gut auf dich aufpassen, Schatz.« Oliver schaut mich mit ernster Miene an.

Das kenne ich schon von meinem Mann, er ist schnell besorgt um mich. Um ihn zu beruhigen, sage ich: »Das wird sich bestimmt bald aufklären. Vielleicht ist eine neue Droge im Umlauf. Die Leute tauchen schon wieder auf.«

In diesem Moment klingelt der Wecker und ich gieße die Nudeln ab. Ich schütte sie zur Soße in den Topf und rühre alles zusammen. Wir setzen uns an den Tisch, schalten auf Netflix um und schauen während des Essens eine Folge »Brooklyn 99«.

So sehen unsere Abende für gewöhnlich immer aus. Zusammen kochen und danach etwas Lustiges anschauen, um abzuschalten. Gibt es etwas Schöneres, als gemeinsam zu lachen? Egal ob Film oder Serie, wir haben zum Glück den gleichen Geschmack.

Wir sind jetzt seit sechs Jahren ein Paar und seit zwei Jahren verheiratet. Wir haben uns bei meiner Arbeit kennengelernt. Ich arbeite im Sea Life London und könnte mir keinen besseren Arbeitsplatz vorstellen. Es fühlt sich nicht an wie ein beliebiger Job, sondern wie meine Berufung. Seit meinem ersten Arbeitstag dort kann ich mir nicht vorstellen, jemals woanders zu arbeiten.

Oliver fiel mir gleich auf, als er mit seiner Schwester, deren Mann und seiner Nichte dort war. Oliver ist eins sechsundachtzig groß, hat kurze, dunkle Haare und ein Lächeln, in das man sich einfach verlieben muss. Schon bei unserem ersten Date war mir klar, dass wir zusammengehören. Er lud mich zum Minigolfen ein und wir hatten so viel Spaß dabei. Seither sind wir unzertrennlich.

Ich habe großes Glück, die Liebe meines Lebens schon früh kennengelernt zu haben. Ich war damals dreiundzwanzig Jahre alt und hatte davor noch keine ernsthafte Beziehung. Oliver war der erste Mann, in den ich mich verliebte, und er erwiderte glücklicherweise meine Gefühle. Obwohl ich den Grund nicht verstehe, denn ich bin häufig stur und ungeduldig. Außerdem teile ich weder seine Leidenschaft für Autos noch für Motorräder und wir geraten regelmäßig in Diskussionen, wenn wir uns uneinig

sind. Erst gestern stritten wir über die Anschaffung eines 3D-Druckers, weil ich nicht will, dass schon wieder ein Technik-Teil bei uns zu Hause herumsteht. Er ist ein Technikfreak und dementsprechend sieht unsere Wohnung inzwischen aus.

Manchmal treibt er mich mit seiner Arbeit in den Wahnsinn. Er ist Leiter der IT-Abteilung einer hiesigen Firma und bringt seinen Job oft mit nach Hause. Deshalb genieße ich es, wenn er seinen Laptop ausschaltet und einfach nur bei mir ist. Mir reicht seine Anwesenheit, um glücklich zu sein. Aber trotz unserer Differenzen schafft er es, mich jeden Tag zum Lachen zu bringen.

Ich hasse den Montagmorgen, wie wohl die meisten. Auch wenn ich gerne zur Arbeit gehe, bin ich ein Morgenmuffel. Wenn der Wecker klingelt, wünsche ich mir jedes Mal noch ein bis zwei Stunden mehr Schlaf.

Während ich mich aus dem Bett ins Bad quäle, kocht mein Mann für uns beide Kaffee. Nach dem Duschen kämme ich meine langen, glatten braunen Haare und ziehe meine blaue Arbeitskleidung an. Ich muss auf Zehenspitzen stehen, weil Oliver über zwanzig Zentimeter größer ist als ich, um ihm einen Kuss zu geben. Wir setzen uns auf die Couch, ich wärme mich an meiner Tasse und versuche wach zu werden, obwohl mir das nur selten gelingt.

Sobald der letzte Schluck des heißen Getränks in meinem Magen gelandet ist, mache ich mich auf den Weg. Normalerweise fahre ich mit der U-Bahn, aber heute nimmt mich Oliver in seinem Firmenwagen mit, weil er etwas später anfängt. Dafür muss er aber heute Abend länger bleiben, denn er hat ein spätes Meeting.

Der Weg zum Sea Life ist nicht weit, mit dem Auto etwa fünfzehn Minuten. Mir fällt auf, dass heute ungewöhnlich viel Polizei unterwegs ist, vermutlich wegen der verschwundenen

Personen. In den fünfzehn Minuten sehen wir bestimmt sieben Einsatzwagen.

Oliver setzt mich ab und fährt weiter ins Büro. Meine Kollegen begrüßen mich und wir kommen schnell auf das Thema Polizei und die vermissten Personen zu sprechen. Ich höre ihrer Unterhaltung zu, sage aber nicht viel. Als Morgenmuffel bin ich um die Uhrzeit noch nicht sehr gesprächig.

Nicht nur meine Arbeit, auch meine Kollegen sind großartig und ich arbeite gerne mit ihnen zusammen. Wir alle teilen die Leidenschaft für Meereslebewesen. Es fasziniert mich, wie ruhig und friedlich das Leben unter Wasser scheint. Manchmal, an Tagen mit weniger Betrieb, bleibe ich nach der Arbeit noch etwas länger, um die Ruhe in mir aufzusaugen.

Vor zwei Jahren hatte ich eine Kollegin, mit der die Zusammenarbeit schwierig war. Sie musste ständig ihren Willen durchsetzen und war unfähig, mit uns im Team zu arbeiten. Aber sie blieb glücklicherweise nicht lange bei uns. Man merkte ihr an, dass ihr die Arbeit keinen Spaß machte. Hinter den Kulissen kann es stressig werden, deshalb muss man Begeisterung für die Unterwasserwelt mitbringen.

Während meiner Ausbildung zur Bürokauffrau bei einem Großhandelsunternehmen war ich mit einer Freundin im Sea Life in Brighton. Nach dem Besuch wusste ich einfach, dass ich dort arbeiten will. Seit diesem Tag habe ich regelmäßig das Sea Life in London besucht und direkt nach meiner Ausbildung dort angefangen. Inzwischen bin ich schon mehrere Jahre dort, war in der Verwaltung, bei der Gästebetreuung und inzwischen arbeite ich bei der Aquaristik. Am liebsten beobachte ich die Taucher, wie sie mit den Haien schwimmen.

Meine Kollegen haben mich anfangs häufig gefragt, warum ich nicht im Büro geblieben bin, aber so wirklich erklären kann ich das bis heute nicht. Dieser Ort hat mich beinah magisch angezogen und auch mein Bauchgefühl hat mir gesagt, dass ich

zum Sea Life wechseln sollte – und es war es die richtige Entscheidung, darauf zu vertrauen. Zwar habe ich keinen Fünfjahresplan für mein Leben, trotzdem wusste ich immer, wie es als nächstes weitergehen soll. Ich habe früh gelernt, mich von der Strömung mitziehen zu lassen und höre dabei auf meine innere Stimme, die mir den richtigen Weg zeigt. Auf meine Intuition kann ich mich immer verlassen.

Oliver ist da anders. Er wägt im Kopf jede Möglichkeit ab und entscheidet sich dann für die, seiner Meinung nach, sinnvollste. Bei Themen, die uns beide betreffen, bin ich froh, dass er mich entscheiden lässt. Denn immer, wenn ich gegen mein Bauchgefühl handle, habe ich das Gefühl, einen Fehler zu begehen. Das verunsichert mich sehr.

Die Firma hat mir vor kurzem angeboten, mein Studium zur Meeresbiologie zu finanzieren, damit ich sämtliche Tätigkeiten der Aquaristik übernehmen kann, aber ich konnte noch nicht zusagen. Dieses Angebot ist die größte Anerkennung für meine Arbeit in den vergangenen Jahren, die sie mir machen könnten. Ich fühle mich unglaublich wertgeschätzt dadurch, denn dieses Angebot hat bisher noch niemand bekommen außer mir. Würde ich es annehmen, würden aber ein großer Druck und große Erwartungen auf mir lasten.

Ich bewundere meine Kollegen, die mit den Fischen schwimmen. Doch die Vorstellung, selbst ins Wasser zu diesen riesigen Meerestieren zu steigen, macht mir Angst. Die kleinen Fische sind kein Problem, das würde mir Spaß machen, da bin ich mir sicher, aber die großen Fische und vor allem die Haie – zu denen traue ich mich nicht ins Wasser. Wenn ich das Angebot annehmen würde, wären diese Tauchgänge aber Teil meiner Arbeit und ich bezweifele, dass ich den Mut dazu aufbringe. Das ist keine leichte Entscheidung und meine Angst hindert mich gerade daran, auf meine innere Stimme zu hören. Denn die will mich dazu bewegen, ja zu dem Angebot zu sagen.

Ich schwimme leidenschaftlich gern, deshalb gehe ich zweimal die Woche ins Schwimmbad und ziehe meine Bahnen. Dabei kann ich abschalten und allen Stress vergessen. Taucher wäre zwar mein Traumjob, aber ich habe meinem Chef noch keine Antwort gegeben. Ich weiß nicht, ob ich mutig genug dafür bin.

Olivers Schwester Mia ruft mich in meiner Mittagspause an und wir verabreden uns zum Shoppen für den nächsten Tag. Sie ist meine beste Freundin. Wir haben uns von Anfang an super verstanden und ich freue mich darauf, sie morgen wiederzusehen. Da ich viel am Wochenende arbeite, habe ich öfter unter der Woche frei. So schaffe ich es morgen Nachmittag noch ins Schwimmbad, bevor wir uns in der Mall treffen. Ich renne nicht alle paar Wochen in das nächste Shoppingcenter, um die neuste Modekollektion zu kaufen. Das ist nicht meine Welt. Darum war ich zum letzten Mal vor eineinhalb Jahren auf Klamottenjagd, und inzwischen bräuchte ich dringend neue Turnschuhe.

Während ich vertieft in die Arbeit bin, sehe ich auf die Uhr und merke, dass gleich Feierabend ist. Auch wenn ich gerne hier arbeite, sehne ich mich schon danach, wieder mit Oliver auf dem Sofa zu sitzen und »Brooklyn 99« weiterzusuchten. Ich hoffe, sein Meeting heute Abend dauert nicht zu lange.

Es ist Anfang September und ich genieße die Herbstzeit. Die Bäume werden bunt, endlich gibt es wieder Kürbisse, die esse ich unglaublich gerne, und Halloween steht an. Ich mache mir jetzt schon Gedanken über mein nächstes Kostüm. Im vergangenen Jahr bin ich als Zombie gegangen. Jedes Jahr wähle ich eine neue Verkleidung, aber inzwischen gehen mir langsam die Ideen aus.

Mia und ich feiern immer gemeinsam in einer Diskothek in der Innenstadt bis früh morgens. Sie liebt diesen Feiertag genauso wie ich. Noch vor sechs Jahren sind wir häufig zusammen durch die

Clubs gezogen, aber inzwischen ist Halloween der einzige Abend, an dem wir tanzen gehen. Jetzt zieht es mich abends lieber auf das kuschelige Sofa.

Auf dem Weg zur U-Bahn fällt mir auf, dass es ziemlich kühl geworden ist. Die Sonne ist bereits untergegangen.

Ich bemerke einen Mann auf der anderen Straßenseite. Er trägt einen schwarzen, langen Mantel und starrt mich an. So etwas nervt mich. Ich mag es nicht, angestarrt zu werden.

Können die Leute nicht wegsehen, wenn sie merken, dass sie beim Beobachten erwischt worden sind? Klar, manchmal ist man so in Gedanken, dass es einem gar nicht bewusst ist, dass man jemanden anstarrt – aber spätestens, wenn die Person einen ansieht, merkt man das doch?

Die U-Bahn-Haltestelle ist etwa zehn Gehminuten vom Aquarium entfernt. Ich laufe etwas schneller, um diese unangenehme Person loszuwerden. Nach knapp der Hälfte der Strecke blicke ich mich um und sehe den Mann zu meiner Erleichterung nicht mehr. Irgendwie hat er unheimlich auf mich gewirkt, obwohl ich nicht erklären kann, wieso.

Als er außer Sicht ist, gehe ich etwas langsamer, denke über den heutigen Tag nach und überlege, welche Aufgaben diese Woche noch anstehen. In Gedanken versunken biege ich um die nächste Ecke und sehe den grusligen Mann von eben etwa zehn Schritte entfernt vor mir stehen.

Erschrocken halte ich an. *Wie hat er es so schnell an mir vorbeigeschafft?* Nervös sehe ich mich um und bemerke, dass es für diese Uhrzeit ungewöhnlich ruhig ist auf der Straße. Etwa fünfzig Meter weiter sehe ich zwei weitere Personen auf dem Bürgersteig stehen, aber ansonsten ist die Straße verlassen. Ich überlege kurz, was ich machen soll, während mich der Mann weiterhin anstarrt. Um mehr Distanz zwischen ihn und mich zu bringen, entscheide ich mich dafür, die Straßenseite zu wechseln und so schnell wie möglich zur U-Bahn zu laufen. Seit mehrere Personen in London

verschwunden sind, sind an jeder Haltestelle Polizeibeamte postiert, um mehr Sicherheit zu gewährleisten. Mit Polizisten in der Nähe würde ich mich jetzt sehr viel wohler fühlen.

Genau in dem Moment, als ich die Straße überqueren will, bemerke ich einen anderen Mann auf dem gegenüberliegenden Bürgersteig. *Wie?* Ich bin mir sicher, dass er bis eben noch nicht da gewesen ist. Ich habe die ganze Straße entlang geschaut. *Wo kommt der denn jetzt so plötzlich her?* Er trägt nur ein schwarzes T-Shirt, was mich bei diesen herbstlichen Temperaturen überrascht. Auch er beobachtet mich.

Ein kalter Schauer läuft mir über den Rücken. Mein Herz schlägt sekündlich schneller, während ich mich hektisch nach Hilfe umsehe. Zögerlich mache ich ein paar Schritte rückwärts, drehe mich dann eilig um und renne los. Aber ich komme nicht weit. Als ich um die Ecke biege, stoße ich mit jemandem zusammen und stürze zu Boden. Vor Schreck lasse ich einen Schrei los, mit rasendem Herzen schnappe ich nach Luft. Panisch reiße ich meinen Kopf hoch, um zu sehen, gegen wen ich gerannt bin.

Es ist eine Frau. Ich erkenne die Polizeiuniform und atme erleichtert aus. Vor Angst muss ich die Luft angehalten haben. Sie streckt mir ihre Hand entgegen, um mir aufzuhelfen, und fragt: »Kann ich Ihnen helfen? Sie sehen verängstigt aus. Stimmt etwas nicht?«

Ich lasse mir von ihr aufhelfen und blicke mich um, aber weit und breit ist niemand zu sehen. »Entschuldigen Sie, ich dachte, mich würde jemand verfolgen. Wegen der vielen verschwundenen Personen werde ich wohl langsam paranoid.« Meine Stimme klingt zittrig und ich nehme noch immer das Kribbeln des Adrenalins in meinem Körper wahr.

Ich hoffe, die Polizistin hält mich nicht für verrückt, aber sie lächelt freundlich und bietet mir an, mich zur Haltestelle zu begleiten. Dankend nehme ich das Angebot an und wir gehen die restlichen Meter gemeinsam zur U-Bahn. Sie begleitet mich bis

zum Gleis. Ich danke ihr und steige in die Bahn. Heute kommt es mir vor, als würde die Fahrt ewig dauern. Da es keinen direkten Weg zur Wohnung gibt, muss ich einmal umsteigen.

Als die U-Bahn meine Haltestelle erreicht, zittere ich immer noch. Das Gefühl, beobachtet zu werden, lässt mich nicht los. Schnellstmöglich verlasse ich die Haltestelle und renne die letzten Meter zur Wohnung. Als ich verschwitzt an der Tür ankomme, halte ich kurz mit dem Schlüssel in meiner Hand inne. Bewusst atme ich dreimal tief durch, um meinen Puls zu senken, der sich während der Fahrt auf einem viel zu hohen Level eingependelt hat. Die kühle Abendluft erfrischt meine Lunge und beruhigt meine erhitzten Nerven. Ein letztes Mal sehe ich mich um und als ich nichts Verdächtiges erkenne, lehne ich mich stöhnend gegen die Haustür.

Jetzt, da ich zu Hause angekommen bin, ist es mir peinlich, wie ich mich verhalten habe. *Warum bin ich so schnell in Panik verfallen? Wie albern.* Es passt gar nicht zu mir, so schnell Angst zu bekommen. *Der Typ sah dem anderen bestimmt nur ähnlich, und den auf der anderen Straßenseite hatte ich in der Aufregung wahrscheinlich nur übersehen, bis er mir dann doch auffiel.* Ich fahre mir mit der Hand durch meine langen braunen Haare und überlege, wieso ich Panik geschoben habe. *Warum hatte ich bei den beiden Männern so ein schlechtes Gefühl? Ich kann es mir nicht erklären. Trotzdem merkwürdig, dass sie mich so angestarrt haben.*

Langsam richte ich mich auf, wende mich wieder der Haustür zu und stecke den Schlüssel ins Schloss. Eine dunkle, männliche Stimme hinter mir lässt mich zusammenzucken.

»Hast du wirklich gedacht, du hättest uns abgehängt? Die Polizei kann dich nicht beschützen, nicht vor uns.«

Seine Stimme ist eiskalt und lässt mich erschaudern. Mein Adrenalinpegel steigt erneut, weil ich spüre, dass eine große Gestalt direkt hinter mir steht. Hastig drehe ich mich um – und vor mir steht der Mann mit dem schwarzen Mantel!

Er grinst mich bedrohlich an. Ich will schreien, aber er ist schneller. Grob drückt er mich gegen die Tür und hält mir den Mund zu. Ich kann nicht atmen. Mein Bauch kribbelt von dem vielen Adrenalin, das mein Körper unaufhörlich ausschüttet. Er hält mich so fest, dass es wehtut. Seine schwarzen Augen fixieren mich, was mir erneut einen Schauer über den Rücken jagt. *Wie können Augen so dunkel sein?* Ich trete nach ihm, aber er zuckt nicht mal. Mit seiner freien Hand umgreift er meinen Jackenkragen, dann macht er einen kleinen Schritt zurück und zieht mich dabei noch näher an sich heran. Er hebt mich auf seine Augenhöhe hoch, wobei sich meine Beine vom Boden lösen. Ich trete und schlage immer noch mit aller Kraft auf ihn ein, aber ohne eine Reaktion seinerseits. Ein dumpfer Schlag ertönt, als er meinen Körper mit Schwung gegen die Haustür knallt, als wäre ich so leicht wie eine Feder. Danach wird alles schwarz.

Washington, USA

2. Kapitel

»David wird zufrieden sein mit unserer Beute.«

Aus der Ferne höre ich eine leise Stimme. Benebelt öffne ich meine Augen und will mich aufrichten, aber sinke gleich wieder zu Boden. Mein Kopf dröhnt und schmerzt, als hätte ich mich ins Koma gesoffen. Es ist so dunkel, dass ich kaum etwas sehen kann. *Wo bin ich? Was ist passiert?* Stöhnend kämpfe ich mich nach oben. Diesmal schaffe ich es zumindest mich hinzusetzen.

Es fühlt sich an wie ein Schlag ins Gesicht, als die Erinnerungen zurückkommen. Ich schlottere am ganzen Körper. *Wer ist der Mann, der mich angegriffen hat? Was hat er mit mir gemacht, als ich ausgeknockt war? Wo hat er mich hingebracht? Was will er von mir?* Mir schießen unzählige Fragen durch den Kopf, was die Kopfschmerzen nicht besser macht.

So langsam gewöhnen sich meine Augen an die Dunkelheit. Meine Atmung geht unnatürlich schnell. Zittrig sehe ich mich im Raum um. Es ist ein kleines Zimmer mit einem kleinen Fenster, vor dem sich ein Gitter befindet. Draußen ist es dunkel. *Wie lange war ich wohl bewusstlos?* Ich presse meine Hände auf meinen Mund, um einen verzweifelten Schrei zu unterdrücken und versuche ruhiger zu atmen. Ich darf niemanden auf mich aufmerksam machen. Vielleicht kann ich mich hinausschleichen, wenn der Mann denkt, dass ich noch bewusstlos bin. Auf wackligen Beinen kämpfe ich mich zu einer alten Eisentür zu meiner Rechten, die wenig überraschend leider verschlossen ist. Die Tür ist massiv, viel Rütteln bringt leider nichts.

Mein Zittern wird stärker. Kalter Schweiß läuft meinen Rücken hinab. Um einen klaren Kopf zu bewahren, muss ich die aufkommende Panik unterdrücken. Die Angst brennt in meinem Rachen, als müsste ich mich gleich übergeben, aber ich schlucke sie hinunter. Eine Stimme in meinem Kopf rät mir, um Hilfe zu schreien, aber ich bin mir sicher, dass mich hier niemand hören würde, abgesehen von den Monstern, die mich eingesperrt haben.

Wie viele Männer sind da draußen?

Es müssen mehrere sein. Einer heißt David, wie ich gehört habe, und es klang wie eine Unterhaltung.

Vielleicht kann ich erkennen, wo ich mich befinde. Es kostet mich viel Kraft mich zu dem vergitterten Fenster zu schleppen, weil meine Beine inzwischen wie Gummi sind. Dort angekommen merke ich, dass es etwas zu weit oben ist, deshalb muss ich mich strecken, um hinaussehen zu können. Mir wird klar, dass ich mich in einem Keller befinde. Vor mir erstreckt sich eine große Wiese und in einigen Metern Entfernung grenzt ein dichter Wald an das Grundstück. Zu meiner Erleichterung leuchtet der Mond hell, sonst könnte ich gar nichts erkennen. Das Grundstück ist groß. Es stehen mehrere karge Bäume auf der Wiese, sonst sehe ich nichts. Ich rüttle verzweifelt an den Gitterstäben, aber sie bewegen sich keinen Millimeter.

Plötzlich höre ich einen Schrei. Er klingt dumpf, muss aber von nebenan kommen. Die Wände sind wohl sehr dick und schlucken viel Klang.

»Hilfe, Hilfe! Lasst mich hier raus! Hilfe!«, höre ich eine Frau schreien.

Die Angst in ihrer Stimme lässt mir das Blut in den Adern gefrieren. Ich bleibe wie angewurzelt stehen. Selbst das Zittern hat aufgehört. Jeder Muskel in meinem Körper ist zum Zerreißen angespannt. *Es sind noch andere hier gefangen! Ich bin nicht die Einzige.* Dieser Gedanke beruhigt mich ein winziges bisschen, weil

ich mich noch hilfloser gefühlt habe, als ich dachte, ich wäre allein mit meinem Schicksal.

Sie schreit weiter um Hilfe. Schnell laufe ich zur Wand und drücke mein Ohr dagegen, um besser hören zu können. *Soll ich ihr antworten und zeigen, dass sie nicht allein ist, dass ich auch hier bin?* Ein lautes Quietschen hält mich von meinem Vorhaben ab. Jemand muss die Tür zu ihrem Zimmer geöffnet haben.

Ich höre ein Rumpeln in dem Raum, sie schreit: »Lasst mich los! Was wollt ihr von mir? Hilfe! Neeeeiiiiinn!«

Ihre angsterfüllte Stimme geht mir durch Mark und Bein. Erstarrt bleibe ich an die Wand gedrückt stehen. Danach höre ich nichts mehr. Totenstille. Ich halte die Luft an und lausche, aber es bleibt ruhig. Nach wenigen Minuten höre ich wieder das Quietschen der Tür. Dann ist es wieder still.

Ein Rinnsal von Tränen bildet sich auf meinen Wangen. Das ist der einzige mir bekannte Weg, mit dieser Angst umzugehen. Ein Taubheitsgefühl macht sich breit, als würde Stück für Stück mein gesamter Körper einschlafen. Langsamen Schrittes schaffe ich es zurück zu der Matratze auf dem Boden, auf der ich vorhin aufgewacht bin. Dort angekommen verlässt mich sämtliche Kraft und ich sacke auf ihr nieder.

Was kann ich tun? Oliver muss krank vor Sorge sein. Bestimmt hat er schon die Polizei eingeschaltet. Sie suchen nach mir. Sie werden mich finden. Es ist ein komisches Gefühl, zu wissen, dass sie in den Nachrichten über mein Verschwinden berichten werden.

Oliver wird ihnen keine Ruhe lassen, bis sie mich gefunden haben. Der Gedanke an ihn baut mich wieder auf und löst die Taubheit auf. *Ich muss durchhalten, bis sie mich finden. Aufgeben kommt nicht infrage. Wenn es andersherum wäre, würde ich auch nicht aufhören, nach ihm zu suchen.*

In einer Ecke des Zimmers befinden sich ein Waschbecken und eine Toilette. Der Rest des Raums ist leer. Ich muss etwas finden, womit ich mich verteidigen kann, und sehe mir das Waschbecken

genauer an. Da fällt mir eine Schraube auf, die etwas hervorsteht. Ich bücke mich und drehe sie heraus. Sie ist recht lang und sorgt dafür, dass ich mich ein kleines bisschen besser fühle. Vielleicht kann ich die Person überwältigen, die hier hereinkommen wird, und fliehen.

Ich warte, Minuten, Stunden, ich kann nicht sagen, wie lange genau. Mein Kopf tut immer noch weh und die Angst kocht so stark in mir wie noch am Vortag das Nudelwasser, aber langsam sinkt mein Adrenalinpegel. Die Nacht zieht sich hin, als hätte die Welt aufgehört, sich zu drehen. Ich warte darauf, dass die Tür sich öffnet und ich meine Chance zur Flucht bekomme.

Mein Körper fährt herunter und ich werde müde. Die letzten Stunden waren sehr anstrengend, aber ich muss wach bleiben. *Ich darf jetzt nicht einschlafen, egal, wie lange ich warten muss.*

Als die Tür geöffnet wird, schrecke ich hoch. *Mist! Ich bin eingeschlafen*. Es kann aber nicht lange gewesen sein, weil es draußen immer noch dunkel ist.

Zwei Männer kommen in den Raum. Sie sind groß, bestimmt um die eins neunzig. Der eine hat einen Vollbart und dunkle Haare, der andere ist blond. Beide haben einen stämmigen Körperbau.

Die Angst kommt schlagartig zurück, wie ein Tsunami. Die Welle überrollt mich und lässt mir keine Luft zum Atmen. *Was soll ich mit meinen eins zweiundsechzig bei den beiden mit der lächerlichen Schraube ausrichten?* Ich weiche zurück, bis mein Rücken die eiskalte Wand erreicht. In der Gegenwart dieser beiden Männer fühle ich mich winzig klein. Sie kommen näher und ich halte mich bereit zuzuschlagen.

»Du hast recht, sie riecht wirklich gut«, sagt der Blonde. Er kommt noch näher. »So etwas habe ich noch nie gerochen. Was bist du?« Er starrt mich stirnrunzelnd an.

Auch wenn mich meine Angst innerlich zerreißt, weiß ich eins ganz genau: *Jetzt oder nie.* Ich springe einen Schritt nach

vorn und hole mit der Schraube aus, um den blonden Mann zu treffen. Aber im nächsten Moment steht er plötzlich hinter mir! Der Mann mit dem Vollbart hat sich gar nicht bewegt. Er steht nur da und beobachtet uns.

Ich drehe mich um, völlig perplex. *Wie hat der Blonde es geschafft, mir auszuweichen und plötzlich hinter mir zu stehen?* Verwirrt, aber entschlossen, nicht aufzugeben, hebe ich meine Hand und will noch mal angreifen – da merke ich erst, dass die Schraube weg ist.

»Suchst du die hier?«, fragt mich der Blonde und hält meine vermeintliche Waffe in der Hand.

Was geht hier vor sich?

»Was wollt ihr von mir?«, meine Stimme klingt schwach, irgendwie fremd.

Er tritt direkt vor mich. »Du hast Feuer in dir«, flüstert er, während er sich zu mir herunterbeugt.

Ich will einen Schritt nach hinten machen, aber plötzlich steht dort der andere Mann. Ich bin eingekesselt! Der Blonde kommt mit seinem Gesicht ganz nah an meins, bewegt seinen Kopf an meinem vorbei, sodass sich unsere Wangen streifen, und atmet dabei tief ein. Wie erstarrt bewege ich mich keinen Millimeter. Meine Nackenhaare stellen sich auf und Ekel überkommt mich. Mein Magen dreht sich um und verkrampft sich schmerzhaft. *Was soll das? Lass deine Finger von mir!*

»David ist schon ganz gespannt auf dich. Wir sollten ihn nicht länger warten lassen«, sagt er bestimmend. »Folge uns!« Die beiden gehen voran zur Tür.

Die Taubheit ist zurück, noch stärker als vorhin, deshalb habe ich kein Gefühl mehr in meinen Beinen. Es ist, als würden sie nicht zu mir gehören. Selbst wenn ich wollte, könnte ich mich nicht bewegen.

Der Blonde dreht sich zu mir um und droht: »Du solltest lieber freiwillig mit uns mitkommen. David wartet nicht gern.«

Aber ich kann mich nicht bewegen. Noch nie hatte ich so viel Angst wie jetzt und hier. Das Atmen fällt mir schwer und mir wird schwindlig.

Er kommt wieder auf mich zu und sieht mir tief in die Augen. Plötzlich bewegen sich meine Beine wie von selbst nach vorn. *Warum kann ich nichts dagegen tun?* Ohne es zu wollen, folge ich den beiden aus dem Raum hinaus in einen langen Flur mit mehreren verschlossenen Eisentüren. Hier ist es taghell beleuchtet, meine Augen brennen, deshalb kneife ich sie zusammen, gerade so viel, dass ich noch sehen kann, wo wir hinlaufen.

Wir gehen zusammen den Flur entlang bis zu einer Treppe, die nach oben führt. Es fühlt sich nicht an, als würde ich meine Beine bewegen. Eher, als wäre ich ein Roboter, der ferngesteuert wird. *Aber das ist unmöglich.* Niemals hätte ich gedacht, dass Angst alle anderen Gefühle verschlingen kann und sämtliches Körpergefühl verloren geht.

Oben angekommen sieht alles unerwartet freundlich aus. Es ist ein großes altes Haus, aber nicht heruntergekommen, ganz im Gegenteil. Das alte Gemäuer wirkt gut gepflegt und sauber.

Was ist das für ein Ort? Was wollen die Männer von mir? Ich verstehe das alles nicht.

Die Räume sind altmodisch eingerichtet. Kitschige Sessel, Kronleuchter, rote Teppiche, als wäre ich in einem alten Film aus den sechziger Jahren.

Wir durchqueren mehrere Räume, bis wir vor einer goldenen Tür stehen bleiben. Der Mann mit dem Vollbart öffnet sie und wir betreten einen riesigen Raum mit sehr hohen Decken. Er ist hell erleuchtet, viele alte Gemälde hängen an den Wänden. In der Mitte steht ein langer Tisch mit passenden Stühlen aus Akazienholz, an dem locker dreißig Leute sitzen könnten. Darauf sind mehrere schwarze, brennende Kerzen platziert worden. An der Decke hängen mehrere Kronleuchter, die alle eingeschaltet

sind. Ein schwarzer Teppich bedeckt den ganzen Boden und die Wände sind bernsteingelb gestrichen.

So etwas Prunkvolles habe ich in meinem ganzen Leben noch nicht gesehen. Der Raum ist so überwältigend, dass ich fast den Mann übersehe, der am Ende des langen Tisches sitzt. Er steht auf und kommt einen Schritt näher.

»Trete heran!«, befiehlt er.

Ich will nicht, aber ich habe immer noch keine Kontrolle über meine Bewegungsabläufe. Mein Kopf schreit laut: *»Tue es nicht!«*, aber meine Beine gehorchen mir nicht. Langsam zweifle ich daran, dass meine Angst schuld an meinem Kontrollverlust ist. Vielleicht habe ich keine Wahl. *Was ist, wenn ich doch ferngesteuert werde? Was, wenn mich die Männer dazu zwingen?* Dass hier etwas Anormales abgeht, ist inzwischen mehr als offensichtlich.

Ich gehe auf den Mann zu, komme ihm immer näher und näher, bis ich nur noch zwei Schritte von ihm entfernt stehen bleibe.

»Bitte lasst uns allein«, sagt er zu den beiden, die mich bis zur goldenen Tür gebracht haben. Sie verlassen den Raum, schließen sie hinter sich und plötzlich bin ich mit dem Fremden allein.

Er hat kurze, dunkelblonde Haare, ist etwa eins achtzig groß, hat dunkle Augen und eine ähnliche Statur wie die beiden anderen Männer. Er beäugt mich ganz genau von oben bis unten.

»Ich muss Charlie recht geben. Du riechst anders. Auch ich kenne diesen Geruch nicht. Wer oder was bist du?«

Ich weiß nicht, woher ich den Mut für die nächsten Worte nehme, aber es sprudelt einfach aus mir heraus. »Ich sage dir, wer ich bin, wenn *du* mir sagst, wer *ihr* seid, wo ich bin und was ihr von mir wollt.«

Er kneift seine Augen bedrohlich zusammen und starrt mich einen Augenblick an, ohne etwas zu sagen. Bei seinem kalten Blick kommt mein Zittern zurück. Da bemerke ich, dass ich meine Gliedmaßen wieder spüre. Er soll nicht sehen, wie verletzlich ich

bin, deshalb drücke ich meine Arme fest an meinen Körper und halte seinem Blick stand.

»Du bist mutig.« Er verzieht das Gesicht zu einem Lächeln und setzt sich wieder an den Kopf des Tisches. Er zeigt auf den Stuhl neben sich und deutet mir, es ihm gleichzutun. Es macht mich nervös, den Platz neben ihm einzunehmen, denn im Sitzen bin ich bestimmt eine noch leichtere Beute. Am liebsten würde ich losrennen und erst anhalten, wenn ich in Sicherheit bin. Aber seine bedrohliche und, zu meiner Überraschung, anziehende Ausstrahlung sorgt dafür, dass ich mich seinem Willen beuge.

Er erinnert mich an meinen Chef bei Sea Life: Immer wenn er einen Raum betritt, zieht er alle Blicke auf sich und man weiß, dass er das Alphatier im Raum ist, selbst wenn man ihm noch nie begegnet ist. Aber nicht auf eine unangenehme oder einschüchternde Art, sondern eher auf eine bewundernswerte und aufblickende. Er ist immer Herr der Lage, weiß, was zu tun ist, und ist eine großartige Führungspersönlichkeit. Ich freue mich immer, wenn er den Abteilungen einen Besuch abstattet, und habe in meiner Zeit dort einige motivierende Gespräche mit ihm geführt.

»Ich bewundere Mut, deshalb beantworte ich dir deine Fragen. Du befindest dich in meinem Haus, etwa zwei Fahrstunden östlich von Seattle mitten in der Wildnis. Versuch gar nicht erst, zu fliehen, hier gibt es weit und breit nichts außer dichten Wäldern, Seen und Bergen. Mein Name ist David, und die beiden, die du gerade kennengelernt hast, sind Charlie und Mike. Zu dem Grund, warum du hier bist, kommen wir gleich. Vorher möchte ich wissen, wer du bist.«

Was? Ich kann nicht glauben, was er da sagt. »Das kann nicht sein. Ich war eben noch in London. Wir sind doch nicht in der Nähe von Seattle.«

»Du warst *vor drei Tagen* noch in London, jetzt nicht mehr«, antwortet er emotionslos.

Das ist doch verrückt. Wie sollen diese Männer es geschafft haben, mich in die USA zu entführen?

»Du hast meine Frage nicht beantwortet«, stellt er fest, während er mich beobachtet.

»Was meintest du damit, dass ich anders rieche?«

Er verdreht die Augen, als wäre meine Frage total bescheuert. »Jeder Mensch hat seinen eigenen Geruch, trotzdem ähneln sie sich alle. Aber du riechst anders, deshalb will ich wissen, was du bist.«

Nun bin ich wirklich verwirrt. Aber ich glaube, wenn ich ihn weiterhin ausfrage, wird er die Geduld verlieren. »Ich bin Marie, komme aus London, aber bin in Deutschland geboren. Ich bin neunundzwanzig Jahre alt und arbeite bei Sea Life.«

Er beobachtet mich immer noch. Sein Blick ist undurchschaubar. Nervös rutsche ich auf meinem Stuhl hin und her und warte auf seine Reaktion.

»Ich verstehe. Du willst mir nicht sagen, was du bist. Dann muss ich es eben selbst herausfinden«, erwidert er mit rauer Stimme.

Seine Augen fixieren meine, während seine Iriden immer dunkler werden. Sein Gesicht verändert sich, seine Adern von der Stirn bis zum Hals verdunkeln sich in ein tiefes Rot. In nächsten Moment wachsen seine Eckzähne, werden länger und spitzer.

Erneut erfasst mich die Welle der Angst. Es kommt mir vor, als würde der Tsunami, der mich eben schon erwischt hat, nun das Licht der Sonne verschlucken und den gesamten Raum verdunkeln. Mein Stuhl fällt scheppernd zu Boden, als ich aufspringe und zur Tür rennen will. Aber ich komme nicht weit. Er packt mich von hinten, schlingt seine steinharten Arme um meinen Körper, hält mich fest und plötzlich spüre ich einen schrecklichen Schmerz an meinem Hals.

3. Kapitel

Ich will schreien, bekomme aber kein Wort heraus. Ein klägliches Röcheln ist der einzige Laut, der meinen Mund verlässt. Selbst das Atmen fällt mir schwer, was meine Furcht ins Unermessliche steigert. Sein Griff ist so fest, dass ich mich nicht bewegen kann. Es fühlt sich an, als wäre die Zeit für mich stehen geblieben. Die Angst, die ich vorhin noch in meiner Zelle im Keller empfunden habe, ist nichts im Vergleich dazu. Der Tsunami hat mich erfasst und ich werde durch die Fluten geschleudert.

Der schneidende Schmerz, angefangen an meinem Hals, zieht sich durch meinen gesamten Körper. Selbst in meinen schlimmsten Albträumen könnte ich mir eine solche Pein nicht vorstellen. Es fühlt sich an, als würde mir mein Leben gewaltsam ausgesaugt werden.

Ich höre David an meinem Hals atmen und schlucken. Ohne zu sehen, was vor sich geht, weiß ich, dass er mir in den Hals beißt und mein Blut trinkt.

Ich bin in einem Horrorfilm gefangen und kann mich nicht befreien!

Mir wird schwindlig und ich zittere am ganzen Körper. Der Raum beginnt sich zu drehen. Meine Kraft lässt nach und mein Kopf fühlt sich an, als würde er jeden Moment explodieren. Wie ein Luftballon, der nur darauf wartet, zu platzen. Nur schreien könnte Abhilfe schaffen, aber ich bekomme keinen Laut mehr heraus.

Ich bin mir sicher: Gleich werde ich sterben – und ich kann mich nicht dagegen wehren. David hält mich so fest, dass ich mich nicht rühren kann. Das muss das schlimmste Gefühl der

Welt sein: zu sterben und dabei vollkommen hilflos zu sein. Ich habe noch nie etwas Schlimmeres empfunden.

Wenn ich mich wenigstens mit Händen und Füßen wehren könnte, kämpfen könnte … Selbst wenn ich verlieren würde, würde ich mich besser fühlen. Ich könnte dann um mein Leben kämpfen. Aber so fühlt es sich an wie Aufgeben.

Mein Herz sollte rasen, aber es wird immer langsamer. Der Raum verschwimmt vor meinen Augen. Wenn David mich nicht festhalten würde, wäre ich schon zusammengebrochen.

Der Druck in meinem Kopf, der ihn bis eben noch fast in tausend kleine Teilchen zersprengt hätte, baut sich langsam ab, als würde die Luft im Luftballon durch mehrere winzig kleine Löcher entweichen. Die Angst, die mir bis vor wenigen Sekunden noch die Luft abgeschnürt hat, lässt mit jedem seiner Schlucke langsam, aber stetig ab. Je mehr meine Kraft schwindet, desto mehr entspannen sich meine Muskeln, die Erstickungsgefühle und das Zittern lassen nach. Kurz bevor ich endgültig das Bewusstsein verliere, wird auch der Schmerz weniger. Ich sinke zu Boden, lande auf dem Bauch und fühle mich so schwach. Auch wenn mir klar ist, dass er sich eben an meinem Blut satt getrunken hat, kann und will mein Hirn nicht begreifen, dass das eben wirklich geschehen ist. Mit letzter Kraft drehe ich mich auf den Rücken, damit ich David sehen kann, weil ich mich vergewissern muss, dass er nicht gleich nochmals zubeißt. Ich muss wissen, was er jetzt vorhat.

Auch wenn sich alles um mich herum dreht, erkenne ich, dass er wieder auf seinem Stuhl sitzt und sich mit der Hand über seinen blutverschmierten Mund wischt. Ein zufriedenes Grinsen umspielt seine Lippen, während er genüsslich vor sich hin summt. Seine schwarzen, finsteren Augen glänzen befriedigt. Dann verschwimmt meine Sicht. Jemand nimmt mich hoch und trägt mich aus dem Raum, aber ich kann nicht erkennen, wer es ist. Immer noch dreht sich alles.

Kurz darauf liege ich wieder auf der verschmutzten Matratze in dem dunklen Zimmer. *Finde mich, Oliver. Ich brauche dich. Rette mich.* Das ist das Letzte, woran ich denke, bevor ich endgültig das Bewusstsein verliere.

Als ich meine Augen öffne, ist der Raum heller. Die Nacht ist vorübergezogen und die Sonne scheint durch die Gitterstäbe vor dem Fenster. Benommen liege ich auf der Matratze und fühle mich wie gerädert. Mein Kopf schmerzt, mein Hals – eigentlich tut alles weh. Mir ist schlecht und ich bin völlig erschöpft. Nicht vergleichbar mit der Müdigkeit nach einem langen Arbeitstag, eher als hätte ich eine Woche nicht geschlafen. Die Erinnerung an letzte Nacht schüttet erneut Adrenalin in meinem Körper aus.

O Gott, er hat mich gebissen!

Zögerlich berühre ich meinen Hals, um zu sehen, wie schwer er mich verletzt hat. An der Stelle, an der David seine Zähne in mich geschlagen hat, ertaste ich einen Verband.

Das war kein Horrorfilm, das ist wirklich passiert. Ich kann es nicht glauben, obwohl ich es am eigenen Leib erfahren habe.

Vampire gibt es wirklich.

Das erklärt die Kraft und Geschwindigkeit der Männer. Sie sind bestimmt alle Vampire. *Das kann doch alles nicht wahr sein!* Zitternd berühre ich erneut den Verband und verziehe schmerzhaft mein Gesicht, als sich ein Brennen auf meiner verletzten Haut ausbreitet. Ohne die Wunde würde ich glauben, ich hätte mir alles nur eingebildet. Doch leider ist es kein Hirngespinst, und jetzt macht sich Verzweiflung in mir breit. *Was soll ich tun? Was kann ich überhaupt machen?*

Kraftlos, zitternd und hundeelend kämpfe ich mich hoch, um mich besser im Raum umsehen zu können. Dabei bemerke ich neben meiner Matratze eine Flasche Wasser, einen Teller mit einem Schinken-Käse-Sandwich und eine Fleecedecke. Schnell greife ich zur Flasche und nehme einige große Schlucke, weil ich

wahnsinnigen Durst habe. Auch wenn es beim Schlucken weh tut, trinke ich die halbe Flasche leer. Mir ist immer noch schlecht, deshalb lasse ich das Sandwich liegen. Bei jeder Kopfbewegung brennt die Wunde. Besorgt lasse ich meinen Blick durch den Raum wandern auf der Suche nach einem Spiegel, dann könnte ich mir meinen Hals ansehen.

Die Wände sind kahl und grau. Ein trostloser Ort. Nirgends ist ein Spiegel zu sehen. Das Zittern ist inzwischen zu einem Schütteln geworden, das jeden Muskel befallen hat. In der Hoffnung, dass Zucken in den Griff zu bekommen, greife ich zur Decke, um mich einzuwickeln. Sie ist zwar nicht so flauschig wie meine Kuscheldecke zu Hause auf dem Sofa, aber sie erfüllt ihren Zweck. Die Kälte lässt nach und meine Muskeln entspannen sich.

Wie gerne wäre ich jetzt mit Oliver zusammen auf der Couch, in unsere Decke eingerollt. Sanft würde ich meinen Kopf auf seiner Schulter ablegen und sämtliche Sorgen vergessen. Das Gefühl von Wärme, das ich immer bekomme, wenn ich an ihn denke, hält diesmal nur sehr kurz an. Er hat bestimmt die Polizei informiert, aber die suchen sicher nicht in den USA nach mir, was meine Hoffnung auf Rettung gegen null laufen lässt. Niemand wird mich hier finden – niemand wird kommen, um mich zu retten.

Entmutigt und mit Tränen in den Augen lege ich mich wieder hin. Ich bin total ausgelaugt, starre an die Decke und trinke ab und zu aus der Flasche. Zu erschöpft um nachzudenken dämmre ich in einen traumlosen Schlaf.

Das Quietschen der sich öffnenden Tür weckt mich. Die Sonne ist gerade untergegangen, weshalb das Licht der blauen Stunde den Raum noch leicht erhellt. Der blonde Mann tritt herein. *Ist das Charlie oder Mike?* Völlig egal! Ich bin immer noch zu kaputt um aufzustehen. Ich bin ihm ausgeliefert, völlig wehrlos.

Er tritt neben mich und mustert mich. »Du musst etwas essen. David ist noch nicht fertig mit dir. Du scheinst ihm zu gefallen.«

»Was will er noch von mir? Er hat mich beinahe getötet.« Meine Stimme klingt wimmernd und leise, was mich ärgert, weil ich niemandem zeigen will, wie schwach ich mich momentan fühle.

Er sieht mich immer noch an, aber ich drehe mich weg von ihm. Wortlos stellt er mir noch eine Flasche Wasser hin und lässt mich wieder allein.

Eine Flut an Tränen bahnt sich ihren Weg in die Freiheit. Langsam wird mir klar, dass ich hier sterben werde. Die Polizei wird mich hier niemals finden. David wird mir sämtliches Blut aussaugen, bestimmt will er sich seine Beute nur einteilen.

Hundeelend liege ich auf dieser verschmutzten Matratze und warte darauf, dass ich erneut einschlafe, damit der Schmerz aufhört. Aber die Angst verdrängt den Schlaf. Meine Verzweiflung wächst unaufhaltsam und ich kann nicht aufhören bitterlich zu weinen.

So liege ich hier für eine gefühlte Ewigkeit. Wie lange genau, kann ich nicht sagen. Es ist noch dunkel, als sich die Tür wieder öffnet. Es ist wieder der blonde, große Mann. Vielleicht will er nachsehen, ob ich noch lebe.

»Du musst etwas essen!«, sagt er bestimmend. »Dann wird es dir besser gehen.«

»Geh weg!«, antworte ich wütend. Jetzt, da meine Hoffnung auf Rettung schwindet, bleibt mir nur noch meine Wut. Der Zorn gibt mir etwas meiner Kraft zurück.

Er setzt sich neben mich und beäugt mich stirnrunzelnd. »Du hast seit vier Tagen nichts mehr gegessen. Du *musst* jetzt essen, sonst stirbst du.«

Höre ich da Besorgnis in seiner Stimme? Das muss ich mir einbilden! »Das ist es doch, was ihr wollt. Ich bin doch nur euer Abendessen.«

»Wenn du jetzt nicht freiwillig isst, muss ich dich dazu zwingen. Das würde ich lieber vermeiden, also mach es nicht schwerer als nötig«, fleht er mich geradezu an. Sein Verhalten überrascht mich. Von der Gefühlskälte, die er mir anfangs gezeigt hat, ist nichts mehr zu erkennen. »Du hast schon erlebt, dass ich dich zwingen kann. Als du nicht mit uns kommen wolltest, habe ich dich dazu gebracht, uns zu folgen.«

Also doch! Überrascht starre ich ihn an. »Das warst du? Ich dachte, dass ich vor lauter Panik keine Kontrolle über meinen Körper hatte.«

Er wendet den Blick ab und sieht ernst zu Boden. »Ich kann dich alles machen lassen, was ich will. Ich kann in deinen Kopf eindringen, wann immer es mir passt. Aber das will ich gar nicht. Mir wäre es lieber, du würdest freiwillig tun, worum ich dich bitte. Und jetzt bitte ich dich darum, dieses Sandwich zu essen. Ich werde so lange hierbleiben, bis du es gegessen hast. Ob es freiwillig passiert oder nicht, liegt bei dir.« Er sieht wieder auf und beobachtet mich forschend.

Mein Blick wandert zu dem Teller, auf dem das Sandwich liegt. *Na schön. Ich esse es. Offenbar werde ich es sowieso tun, dann lieber ungezwungen.* Jedoch scheitert mein Versuch mich hinzusetzen. Jeder Muskel schmerzt und mir fehlt sämtliche Kraft.

»Ich helfe dir.«

Er steht auf und reicht mir seine Hand. Zögernd greife ich danach, auch wenn ich nicht scharf darauf bin, ihn zu berühren, aber inzwischen bin ich so schwach, dass ich es nicht ohne seine Hilfe schaffe. Er hebt mich mit einer Leichtigkeit hoch, als würde er eine Seite in einem Buch umblättern. Mir ist schwindlig vom schnellen Aufsetzen und kurz wird mir schwarz vor Augen. Behutsam stützt er mich, bevor ich umkippe. Bei jeder Bewegung spüre ich ein schmerzhaftes Ziehen an der Wunde an meinem Hals.

Er setzt sich neben mich auf die Matratze und reicht mir den Teller. Mir ist so übel, dass es mich graust, jetzt etwas essen zu

müssen, trotzdem greife ich nach dem belegten Toast und nehme einen Bissen.

Selbst das Kauen ist anstrengend. Mit großem Widerwillen schlucke ich den ersten Bissen hinunter. Er sieht mir zu und wirkt erleichtert. Ich nehme einen zweiten Bissen und will die Gelegenheit nutzen, dass er hier ist. *Vielleicht beantwortet er meine Fragen?*

Nachdem ich den zweiten Bissen hinuntergeschluckt habe, frage ich: »Wie heißt du?«

Er starrt mich weiterhin forschend an. »Charlie. Iss weiter.« Seine Stimme ist weicher als bei unserer ersten Begegnung.

Ich nehme den dritten Bissen und frage weiter: »Was wollt ihr noch von mir?«

Jetzt wandert sein Blick zur Tür. »David hat großen Gefallen an dir gefunden. Er meinte, er hätte noch nie von jemandem getrunken, der so gut schmeckt wie du.«

Seine Worte ekeln mich an. Er spricht von mir, als wäre ich ein saftiger Braten. Aber ich merke, dass mir das Essen guttut, und nehme noch einen Bissen. »Glaubst du, er wird mir das noch mal antun?«

Daraufhin schaut Charlie mir eindringlich in die Augen. »Ja, ganz bestimmt.«

Ich sollte Angst bekommen, aber ich fühle mich sicher. *Wie ist das möglich?*

»Versuche, dich nicht dagegen zu wehren, sonst tut es nur noch mehr weh.«

Nach dieser Warnung wendet er sich ab. Die Angst, die mich hier die ganze Zeit über begleitet, ist mit einem Blick von ihm wie weggewischt. *Wie macht er das? Bestimmt ist er schon wieder in meinen Kopf eingedrungen*. Ich sollte wütend oder besorgt deswegen sein, aber ich bin erleichtert, dass die Furcht nachgelassen hat.

»Iss weiter!«, befiehlt er mir.

Ich nehme einen weiteren Bissen. »Wie viele, außer mir, sind noch hier?«